



№ 52.

Landwirtschaftliche Mitteilungen.

Bauernregeln.

Wohls im Januar viel Regen,
Bricht's den Früchten keinen Segen.

Januar muß vor Kälte knaben,
Wenn die Ernte gut soll laden.

Wächst das Gras im Januar,
Ist's im Sommer in Gefahr.

Wenn's im Januar donners überm Feld,
So kommt später große Kälte.

Wenn es im Januar feiert und schneit
So ist das die richtige Winterzeit.

An Fabian und Sebastian (20.),
Soll der Saft in die Bäume gahn.

Ist zu Wingen (25.) Sonnenschein,
Gibt's viel Korn und auch viel Wein.

Ist Pauli Vetebrung (25.) hell und klar,
So hofft man auf ein gutes Jahr.

Die Tätigkeit des Landwirts im Monat Januar.

Von M. Danfner.

Für die Feldarbeiten waren Herbst und Vorwinter nicht schlecht und konnten rückständige Arbeiten noch ständig nachgeholt werden, so daß nun wohl die ganze Flur für die Frühlingsaat bereit liegt. Die Frühlingsaat ist nun in den kommenden Monaten besonders durch Beschaffung guten Saatgutes vorzubereiten. Hier scheut man keinen höheren Preis, um das Beste zu erhalten. Die Wintersaaten stehen durchweg in ganz Deutschland mittel bis gut, so daß ein gutes Erntejahr zu erhoffen ist. Die Verwendung der künstlichen Dünger und des hochgezüchteten Saatgutes hat die Erträge in den letzten Jahren so gehoben, daß Deutschland seinen ganzen Bedarf decken kann. Das ist eine großartige Leistung, auf welche die deutsche Landwirtschaft stolz sein kann. Also nur mutig weiter!

Im Gemüse- und Blumen-garten herrscht noch vollständige Ruhe. Man kontrolliere seine Samen, versuche bei älteren durch die Keimprobe, ob sie noch gut sind und bestelle neue. Auch hier bestelle man nur beste Ware bester Firmen, denn bei schlechtem Samen ist alle Arbeit umsonst. Da in den letzten Jahren so viel über schlechten Spinat geklagt wurde, so versuche doch man einmal ein Beet Silbermangold. Dieses Mangold hat eine dunkelgrüne Farbe, schmeckt kräftig, aber zart, und liefert den ganzen Sommer hindurch stets ein schönes Gemüse, wenn es mal an andern fehlt. Die ersten Treibbeete für Radieschen, Salat, Karotten, Blumenkohl, Gurken usw., können angelegt werden, doch kommen sie meist nur für größere Herrschaftsgüter in Betracht. Sie müssen mit reinem, frischem Pferdemist geätzt sein und sehr starke Umschläge erhalten. Wer die roten Radieschen schlecht durchbekommt, bestelle sich einmal eine Prise Eiszapfen mit, da wird er Freude daran haben.

Im Obstgarten werden die Baumscheiben aufgelodert und gedüngt. Ein vorzügliches Düngemittel haben wir im echten Peruguano, die dem Baum alles abgibt, was zu seinem Gedeihen notwendig ist. Dazu kommt noch eine Gabe Kalisalz oder Kainit und Kalk. Die Raupennester werden ausgeschnitten und die Obstbäume tüchtig mit Obstbaumkarbolin um ausgespritzt. Bei dem gut entgifteten Schacht-Obstbaumkarbolin kann man 10 bis

20prozentige Lösungen (für Stamm und Äste stärker) ohne Gefahr verwenden.

Im Pferdestall muß bei stärkerer Kälte zwar für Wärme, aber auch für frische Luft gesorgt werden. Das Getränk darf nicht eiskalt sein. Warm gearbeitete Pferde schütze man vor nassem Regen und Zug. Es sei nochmals darauf hingewiesen, das Gebiß im Stalle selbst aufzubewahren, damit es nicht eiskalt ins Maul der Tiere kommt und die Zunge verlegt. Der Pferdezüchter muß die Anforderungen der letzten Remonteeinkäufe genau beachten. Züchter, die eingefahrene Koppeln für Maschinengewehre abgeben konnten, haben sehr hohe Preise erzielt. Die Zucht des Kaltblutes darf nicht vernachlässigt werden. Trotz des Automobils sind heute schwere Arbeitspferde sehr gesucht.

Im Rindviehstall fallen jetzt viele Kälber. Hier zeigt sich heute schon der Segen der planmäßigen Zucht, die in den letzten Jahren mehr und mehr gefördert wurde. Trotz der hohen Fleischpreise erzielen gute Zuchtkälber aus bekannten Ställen 10—20 Mark Übergeld (mehr als der Metzger zahlt). Zur Zucht nur die besten Kälber auswählen und nicht an Milch sparen. Unter Mittag wird ausgemistet und das Vieh auf den Dungplatz getrieben. Ab und zu wird den Tieren etwas Salz gegeben, um die Freßlust zu fördern.

Im Schweinestall ist viele und gute Einstreu vonnöten, da hier mehr als bei anderm Rindvieh Niederschläge entstehen. Trächtige Schweine erhalten besseres (nicht stark mäsendes) Futter und einen möglichst warmen, trockenen und geräumigen Stall. Futter und Getränke sind besonders bei Kälte warm zu verabreichen. Überhaupt sind Schweine für eine gute Zubereitung des Futters viel dankbarer, als gewöhnlich angenommen wird.

Auch die Schafställe müssen warm gehalten und tüchtig mit Einstreu versehen werden. Die Winterlammung geht vor sich und der Bodsprung zur Sommerlammung ist zu veranlassen. Die trächtigen Schafe müssen genügend Platz an der Raufe haben, damit sie sich nicht zu drängen brauchen. Ehe die Schafe lammen, tut man gut, die um das Euter befindliche Wolle abzuscheren, damit die Lämmer keine Wolle verschlucken.

Im Ziegenstalle wie im letzten Monat. Für junge Böde bester Rasse ist Sorge zu tragen.

Im Geflügelstalle stelle man, wenn Frühbruten beabsichtigt sind, jetzt schon die

Ställe zusammen. Wenn gut und richtig gefüttert worden ist, kommen jetzt schon tüchtig Eier. Ich habe neue Versuche anstellen lassen und bei Zugaben von tüchtig Grünfutter bereits im Dezember die Hühner schon am Legen. Von besonderem Einflusse hierauf aber halte ich auch eine besonders aufmerksame Behandlung während der Mauser.

Am Biene stande sehe man nach, ob alles noch richtig verpackt ist und Sorge sonst für vollständige Ruhe.

Landwirtschaft.

Verwertung kranker Kartoffeln. Kartoffeln, die als Speisekartoffeln sich nicht eignen und auch nicht als Futterkartoffeln sich aufbewahren lassen, ohne daß man fürchten muß, große Verluste durch Faulen zu erleiden, werden am vorteilhaftesten eingesäuert. Oft findet man noch die Ansicht, daß das Einsäuern der Kartoffeln nicht lohnend ist; diese Anschauung ist jedoch eine irrige, denn einmal können zum Einsäuern alle Kartoffeln benutzt werden, die sonst nicht brauchbar sind, sogar solche, die von der Kartoffelkrankheit befallen sind, und zweitens liefert das Einsäuern ein reichliches, gern genommenes, nahrhaftes und haltbares Futter. Zu diesem Zwecke werden die Kartoffeln gewaschen, dann gedämpft, nach dem sie etwas abgekühlt sind, zerquetscht und dann erst in Gruben eingestampft, die ausgemauert oder mit Ziegelsteinen ausgelegt sind. Ist die Grube voll, dann überdeckt man sie mit einer festen, mindestens 98—100 Zentimeter hohen Erdschicht. Die so eingesäuerten Kartoffeln halten sich, wenn genügend fest eingestampft, fast ein ganzes Jahr.

Düngung.

Dünger auf der Straße. Ein ebenso brauchbarer als nützlicher Dünger ist der Schlamm, der sich im Winter auf Landstraßen und Gemeinbewegen in großer Menge anhäuft, zur Ausfüllung von Löchern und Vertiefungen benutzt oder einfach auf Seite gebracht wird. Am besten ist natürlich der Schlamm der Gemeinbewege. Derselbe ist reichhaltig an tierischen Excrementen und enthält verwestes Laub, Ackerhumus, aber auch Phosphorsäure, Kali, Kalk usw. Die Zusammensetzung ist eben verschieden nach der Gegend, dem Verkehr der Straßen und dem Straßenbaumaterial. Dieser Schlamm kann verschiedentlich sofort, aber

auch zum Kompost verarbeitet, mit grobem
Rupen vermischt werden. Er ist sehr gut zur
Düngung von Obstbäumen und Weinbergen
geeignet, wo er sehr leicht ausgebreitet werden
kann. Im Frühling kann er sodann unter-
gebracht werden. Zu Kompost verarbeitet
ist er für alle Pflanzen vorzüglich und bietet
besonders ein ausgezeichnetes Material zum
Verpflanzen von Obstbäumen und Stauden.
Derjelbe wird in vielen Fällen von den Wege-
arbeitern gegen ein Trinkgeld umsonst ins
Haus gebracht.

Milchwirtschaft.

Harde und weiche Butter. Die Fütterung
der Milchkuhe ist auf die Härte und Weiche der
Butter von Bedeutung. Harde feste Butter
liefern Stroh von Getreidearten, Mengkorn,
Erbsen, Widen, Lupinen, Kunkel- und Zuder-
rüben, Palmkernfuchsen, Baumwollsaatmehl,
Veintuchen und Roggenkleie. Weiche Butter
liefern Sonnenblumentuchen, Weizenkleie,
Grünfütter und Haferfchrot.

Das Bitterwerden der Käse ist in seiner
Ursache auf die Tätigkeit von Bakterien zurück-
zuführen, die man von Anfang an fernzuhalten
suchen muß. In dieser Beziehung wird größt-
mögliche Reinlichkeit schon beim Melken und
in den Stallungen die besten Dienste leisten.
Daß sich trotzdem diese Bakterien einmal ein-
genistet, so wird man durch Desinfektion des
Stalles durch Verbrennung von Schwefel oder
Abtünchen der Wände, der Decken und des
Bodens mit 50 Prozent Kalkmilch zum Ziele
gelangen.

Milchtransportgefäße sind für die Ge-
sund- und Reinerhaltung der Milch von großer
Bedeutung. Sie sollen stark, gut verzinkt,
möglichst leicht und fest verschließbar sein.
Tropfen aber soll der Deckel Luft einlassen,
damit die Milch nicht erstickt. Zur Ablieferung
an Wiederverkäufer sollen die Kannen so
verschließbar sein, daß sie während des Trans-
portes nicht geöffnet werden können. Es
kann sonst vorkommen, daß auf dem Wege Milch
entnommen und Wasser zugefügt wird. Durch
den Verschluß kann man sich also Ärger und
Weiterungen ersparen.

Vorsicht bei kranken Kühen. Die Milch einer
kranken Kuh ist mehr oder weniger verändert
und kann dieselbe unter Umständen die Milch
eines ganzen Stalles verderben. Die Milch
von nicht gesunden Tieren darf bis zur Ent-
scheidung des Tierarztes weder zur Butter-
und Käsebereitung noch sonst zur menschlichen
Ernährung verwendet werden. Ein Besitzer,
der leichtsinnig oder fahrlässig die Milch kranker
Tiere in den Handel bringt, setzt sich nicht nur
der Gefahr einer strengen Bestrafung aus,
sondern kann auch in weitem Maße haftbar
gemacht werden.

Schafzucht.

Winterfütterung der Schafe. Bei dem
Übergange von Weidefütter zur Stallfütterung
ist darauf zu achten, daß dem Tiere dieser
Übergang so viel wie möglich erleichtert werde.
Das Schaf verlangt seiner Natur gemäß eine
mehr trockene gewürzhafte Nahrung, sehr
wässeriges Futter ist demselben schädlich. Das
Heu ist dasjenige Futter, welches womöglich
keine beständige Nahrung sein sollte; in erster
Linie steht Heu von trockenen, hoch gelegenen
Wiesen, hierauf folgt Heu von Esparsette und
Widen und zuletzt solches von rotem Klee und
Luzerne. Saures, verschimmeltertes und ver-
schlammtes Heu darf den Schafen unter keinen
Umständen verabreicht werden. Von Stroh
eignet sich am besten jenes von Hälftenfrüchten
und von Pils. Kartoffeln werden in rohem
Zustande, in kleine Scheiben geschnitten, ge-
geben; sie erregen heftigen Durst, und daher
soll man die Schafe vorher tränken, ehe man
Kartoffeln verabreicht, da sie sich sonst über-
laufen. Für trächtige und säugende Schafe

welchen Kartoffeln mehr nachteilig als günstig.
Die verschiedenen Rübenarten sind gleich-
falls ein gutes Winterfutter und haben keine
nachteiligen Folgen für die Wollle, wie man
früher glaubte; nur dürfen sie nicht aus-
schließlich, sondern bloß als Zugabe verab-
reicht werden. Körner werden von den Schafen
besser verdaut als vom Rindvieh, jedoch ist der
Preis derselben zu hoch und sind sie diesen
Winter ja auch nicht erlaubt.

Geflügelzucht.

Geflügelpflege im Winter. Die Geflügel-
pflege im Winter ist von größtem Einfluß auf
das Gedeihen und besonders auf die Eier-
produktion des Geflügels im Sommer. Sigt
das Geflügel die kaltesten Monate hindurch
in eisigkalten, dumpfen und schlecht gelüfteten
Räumen, so leidet es so viel, daß es bei Beginn
der besseren Jahreszeit vollständig herabge-
kommen ist und lange Zeit, oft mehrere Monate
zur völligen Erholung nötig hat. In dieser
Zeit leistet es wenig oder gar nichts, und das
Versäumnis wird auch später nicht eingebracht.
Besonders stark leidet das Geflügel, wenn sich
zum Froste noch Ungeziefer hinzugesellt. Also
sorge man zunächst für einen guten Stall.
Dann aber muß auch die Fütterung im Winter
reichlicher und sorgfältiger sein als im Sommer.
Beim Geflügel kann man nämlich ebenso gut
wie bei anderen Haustieren und dem Menschen
bemerken, daß die Kälte zehrt. Dazu bedente
man, daß z. B. die Hühner im Sommer bei
ihren Streifzügen im Freien eine große Masse
von Würmern, Schnecken und Käfern erbeuten,
welche Nahrung sehr nahrhaft und besonders
reich an Eiweißstoffen ist, während sie im Win-
ter vollständig auf diese wärmebildende Fleisch-
nahrung verzichten müssen. Es dürfte sich
daher empfehlen, diesen Ausfall durch Dar-
reichung von Warmfutter zu ergänzen. Am
besten dürften sich dazu gekochte Kartoffeln
eignen, die zerstoßen und mit Kleie zu einer
krämeligen Masse verrieben, lauwarm vor-
gesetzt werden können. Die Darbietung dieses
Warmfutters würde am besten morgens er-
folgen, wenn die Tiere durch das ruhige, lange
Sitzen auf den Stäben so recht durchkälte
sind. Als Gefähr für diese Warmfütterung
haben sich am besten lange und schmale Holz-
listen, deren Seitenbretter etwa 5 Zentimeter
hoch sind, bewährt. Dieselben können leicht
aus den Brettern einer Eierliste (die Eierlisten
sind in den meisten Handlungen für 1 Mark
bis 1,20 Mark zu haben) zusammen geschlagen
werden, und genügen die Bretter einer Eier-
liste schon für eine große Anzahl Federwieh.
Den Tag über können alle möglichen Küchen-
abfälle zur Fütterung gelangen, dagegen ist,
am Abend eine kräftige Körnerfütterung
wozu sich Hafer und Gerste mit Mais vermischt,
sehr gut eignen, sehr von Nutzen. Auch ver-
gessen man nicht, den Tieren reines Trink-
wasser zur Verfügung zu stellen. Sollte
ein Tier trotz aller Sorgfalt durch die
Kälte Schaden leiden, indem z. B. Kämme,
Rehklappen oder Füße erfrieren, so müssen
die erfrorenen Teile mit Schnee gerieben oder
in Schnee eingehüllt werden, bis der Frost
ausgezogen ist. Hernach tun Waschungen mit
Maun (1-30) und Einreibungen mit Vaseline
gute Dienste.

Weinbau- und Kellerwirtschaft.

Deutsche Rotweine sind sehr gesund und
bedürftlich, und wer sich an das Herbe mancher
Sorten gewöhnt hat, mag es gar nicht mehr
missen. Dazu liefern heute sowohl reelle Wein-
häuser als auch die Winzervereine garantiert
reine Naturweine, die stets am bedürftlichsten
sind. Möge der Deutsche auch in dieser Be-
ziehung deutsch werden. Die Einfuhr fremder
Rot- und Weißweine hat unsern Wein-
bauern, die sehr schwer um ihr Dasein arbeiten
müssen, viele bittere Stunden bereitet. Aber
sien wir auch ehrlich und gerecht: Was wir

für eine Flasche Vorbezug anlegten, das legen
wir auch für eine Flasche deutschen Rotweines
an. Dann bekommen wir auch hier etwas
Gutes.

Auffüllen des Weines in Flaschen. Der
Wein darf erst in Flaschen gefüllt werden,
wenn er reif, d. h. alt genug und glanzhell ist.
Die Flaschen sind vorher sorgsam zu reinigen,
zuerst mit Sodablösung und Sand, dann mit
reinem Wasser. Beim Abfüllen achte man
darauf, daß der Wein recht wenig mit
der Außenluft in Berührung kommt. Die
Flaschen sollen nach Möglichkeit ganz gefüllt
sein, daher hat man Maschinen konstruiert, die
Luft und überflüssigen Wein austreten lassen.
Zum Verschließen gebraucht man am besten
ganz neue Korken. Sollen alte gebraucht wer-
den, so muß man sie sehr gut reinigen, wenn
die den Wein nicht verderben sollen.

Bienenzucht.

Winterfütterung. Wenn man die große
Sorge und Mühe sieht, mit welcher die Bienen-
züchter ihre Bienen einwintern, so muß man
sich wirklich darüber wundern, daß die Resultate
so viel zu wünschen übrig lassen. Sollte da
nicht des Guten etwas zu viel getan werden,
wenigstens was die Wärme anbetrifft, dagegen
die ebenso nötige Lüftung vernachlässigt
werden. Da wird jeder leere Raum verstopft,
jede Tür und jede Fuge verdrichtet, selbstver-
ständlich der Zugang zum Honigraum ab-
geschlossen; kurz, alles wird nach Kräften ab-
gedichtet, damit nur keine Kälte, nicht der
geringste Luftzug herein kann. Die ausge-
atmete Luft soll einzig und allein durch das
Flugloch am Bodenbrette abfließen. Ja, sie
soll. Sie tut es aber meistens nicht oder doch
vielleicht nicht, und dann haben wir direkt die
Luftnot, die Ruhr und schwere Schädigung
oder gar Eingehen der Stöcke. Hier muß eine
Änderung eintreten. Sorge man, daß auch
im Winter Lüfterneuerung eintreten kann,
sei es nun durch eine zweite, höher angebrachte
Öffnung oder auf andere Weise. Aber Luft
muß da sein, sonst nützt die ganze Einwinterung
nichts.

Verschiedenes.

Gemeinsame Bezüge. Es sollten in jedem
landwirtschaftlichen Vereinsbezirk, überall, wo
Futternot vorhanden ist, sich besondere Aus-
schüsse bilden, um aufs Eingehendste und fort-
laufend zu beraten, was gemeinsam und für
den Einzelnen zu geschehen hat, damit möglichst
nichts versäumt werde. In den größeren Ver-
einsbezirken sollte aber später auf Grund dieser
Beratungen möglichst bald eine Übersicht zu-
sammengestellt werden, wie groß das Be-
dürfnis anzunehmen ist, um es aus denjenigen
Gegenden, wo Überfluß ist, befriedigen zu
können. Die Ausschüsse würden sich auch mög-
lichst bald darüber schlüssig machen müssen,
ein wie großer Viehstapel in den Gegenden mit
Futternot voraussichtlich zu erhalten sein würde
und auf welche Weise die Verwertung des
Überschusses am besten zu bewerkstelligen ist,
damit keine Schleuderpreise vorkommen. Es
ist unzweifelhaft, daß das genossenschaftliche
Zusammentreten auch für diese Frage von
besonderer Wichtigkeit ist. Gerade den kleinsten,
bäuerlichen Bezügen, in welchen die Vieh-
haltung einen so erheblichen Teil des gesamten
Besitzes ausmacht, sollte nach dieser Richtung
hin eine besondere Fürsorge zugewandt werden.
Wo die Futternot besonders groß ist und alles
Stroh zur Fütterung vorbehalten werden muß,
ist es wichtig, sich früh genug eiweißreiches
Krautfutter zu nicht übermäßigen Preisen zu
sichern, da es auf dessen Beigabe zum Stroh
zur wirtschaftlichen Erhaltung des Viehes in
hohem Grade ankommt. Die genannten Aus-
schüsse sollten den Bedarf an Krautfutter und
den zweckmäßigen gemeinsamen Bezug, bei
Strohmanget auch den Bedarf und Bezug von
Torfstreu, feststellen.

Dort draußen ist ein toter Mann,
Das Beste bleibt nur halb bestellt —
Hier innen darfst du nichts mehr teilen,
Dein eigen ist die ganze Welt.

Für die Hausfrau.

Daß dein Schönen armes Herz,
Ruhe gibt es nicht hienieden;
Erit nach langem Kampf und Schmerz,
Findest du im Grabe Frieden.

Trost.

22

Wenn du anfänglich auch meinstest, Du
könntest es nie überstehen,
Was dir das Schicksal beschieden an Schwerem
und Hartem und Trübem:
Mächtig sich lichtet der Schleier, der Geist und
Gemüt dir umgeben,
Und es bricht sieghaft hervor die Sonne der
Hoffnung, des Glaubens —
Leise verschwindet im Gleise des Alltags der
nagende Kummer
Und es erheischt sein Recht jetzt das ewig
pulsierende Leben.
Tröstend zieht ein in das Herz die Hoffnung auf
bessere Zeiten,
So daß verblaßt durch Gewohnheit, was nie du
für möglich gehalten.
Trostreich erseht dir der Umgang mit Freunden,
was einst du verloren,
Und es verbleibt im Innern zurück nur ein
Wehmuts-Gedenken. —

G. Frische.

Die Besuche in den Lazaretten.

Von A. Etmer.

Sehr viele Menschen empfinden jetzt den
bringenden Wunsch, in die Krankenhäuser und
Lazarette zu gehen, um den Verwundeten die
Zeit zu vertreiben und sich ihrer überhaupt
nach besten Kräften anzunehmen. Sie bringen
ihnen auch allerlei, sie erfreuende Sachen,
meinen dann aber auch, das Recht zur ge-
nauesten Ausforschung der Kranken zu haben.
Nicht allein, daß sie sich, als befände man sich
in einem Auskunftsbureau nach den Perso-
nalen des Einzelnen und nach seinen häuslichen
Verhältnissen erkundigen; nein, sie suchen auch
seinen augenblicklichen Seelenzustand zu er-
forschen. Und das alles, nachdem sie kaum
einige Minuten am Krankenlager stehen und
dem Verwundeten doch gänzlich fremd sind.
Ist es unter gewöhnlichen Verhältnissen schon
unpassend — neugierige Fragen zu stellen
und zeugt dies von einer wenig zartfühlenden
Besinnungsart; wie viel unangenehmer muß
solch läppisches, zudringliches Vorgehen auf
unsere wehrlos darniederliegenden Soldaten
wirken. Viele von ihnen besitzen wohl mehr
Herzenstalt als ihre zudringlichen Besucher,
haben aber nicht Gelegenheit gehabt, den
Umgangston der höheren Gesellschaftsschichten
zu erlernen und müssen sich daher, wenn sie
nicht grob werden und die Antwort geradezu
verweigern wollen, zurückhaltender als der
Fragesteller verhalten. Es kann aber auch vor-
kommen, daß dieser einmal recht unliebsame
Erfahrungen macht. Wie jene beiden Damen,
die da glaubten, die durch Kopfwunden und
Bauchschüsse Leidenden durch das Singen der
neuesten Gassenhauer und Erzählen der
dummer Wiße zu erheitern. Als sie mitten
im Vortragen waren, fragte ein sehr müder
und angegriffener Kranter: „Wann hören
Sie denn endlich auf? Ich vertrage es
nicht mehr viel länger!“ Da machten die
Besucherinnen nun freilich eine recht üble
Erfahrung. Sie hatten es gut gemeint, aber
verkehrt angefangen. Es gehört eben mehr als
nur der gute Wille dazu. Man muß danach
trachten, dem Menschen im Soldaten näher
zu kommen und ihn nach seiner Wesenseigen-
heit nehmen. Dem Menschenkenner wird dies

ja leichter als denen, die keine oder wenige
Kenntnisse auf diesem wichtigen Gebiete ge-
sammelt haben. Sie meinen, dem Verwunde-
ten durch ihre Nachforschungen eine Freude
zu bereiten, bedenken aber nicht, daß ihm in
der Regel gar nichts daran liegt, wieder an
die kaum überstandene jüngste Vergangenheit
erinnert zu werden. Bei vielen hat das Ge-
dächtnis auch tatsächlich gelitten, und die so
überaus schrecklichen Ereignisse sind ihnen nur
schleierhaft gewärtig. Ein großes Glück für sie,
durch welches ihre raschere Genesung garantiert
wird. Oder wir haben Menschen vor uns, die
sich im Leid schon in sich zurückziehen und durch-
aus keine fremde Teilnahme vertragen. Ihre
verschlossenen Blicke werden nicht weicher, ihr
trübes Auge erhellt sich bei unerwünschter An-
rede nicht. Wenn aber das Bartsgefühl leise
und unaufdringlich an die verriegelte Herzens-
pforte pocht, und wenn der Schmerzgebeugte
es in der Tat merkt, daß die Seele zur Seele
den Weg finden möchte, dann mag es ge-
schehen, daß er dem, der ihm in so herzlicher
Teilnahme naht, sein volles Vertrauen schenkt
und dadurch seiner Sorgenlast etwas enthoben
wird. Er spricht sich einmal offen darüber
aus, wie er sich persönlich zu den Tageser-
eignissen stellt und gewährt wohl auch dem
teilnehmenden Zuhörer einen Einblick in
seine häuslichen Verhältnisse. Er erzählt
leuchtenden Auges von allen Lieben Ange-
hörigen in der teuren, glücklicher Weise von
der Kriegsnot befreit gebliebenen Heimat.
Mit gerechtem Stolz berührt er auf Befragen
seine Kriegstätigkeit. Hat er auch nur wie
jeder der Brüder einfach seiner Pflicht genügt,
so hat er doch Mut und Ausdauer in gefunden
und franten Tagen bewiesen. Er nimmt, so
Gott will, daß er heimkehren darf, einen
dauernden Segen aus diesem Kriege mit.
Er ist um viele Erfahrungen reicher geworden
und wird diese später zum Nutzen der Seinen
verwenden. Schließlich dankt er dem Besucher
dafür, daß er sich hat aussprechen können und
von ihm freundlich angehört wurde. Ein
warmer Händedruck beim Scheiden und das
erbetene Versprechen baldiger Wiederkehr.
— Die Besuchsstunde ist segensreich verlaufen.

Küche und Keller.

Serviettenkloß. 1½ Liter feiner Grieß
ist in ½ Liter Wasser und ½ Liter Milch,
etwas Salz (auch kondensierte Milch zu ver-
wenden) gekocht; wenn er etwas abgekühlt
ist, mischt man 2 Eier darunter, das Eiweiß
zu Schnee geschlagen, dann wird ein großer
Knödel geformt in eine mit Butter bestrichene
Serviette eingebunden und in kochendem
Salzwasser ¾ Stunden gekocht, dann mit
Zucker bestreut angerichtet.

Fischauflauf. Zu gleichen Teilen gekochter
Fisch, gekochte, geschälte Kartoffeln und eine
Zwiebel (man kann auch mehr Kartoffeln
nehmen) werden durch die Hackmaschine ge-
trieben; dazu gibt man geriebenen Schweizer-
käse und gekochte Milch oder Ei, damit die
Masse breiig wird und nach Bedarf noch Salz.
Eine Auflaufform oder einen eisernen flachen
Topf streicht man mit Fett aus, gibt die Masse
hinein, streicht sie glatt, streut Mehl darauf
und bädt sie etwa ¾ Stunden in heißem
Backofen. (Zu Salat, Gemüse oder einem
Beigut.)

**Kriegsfischen nach einer diäten Suppe
an fleischlosen Tagen zu geben.** 1 Pfund
Kriegsmehl, ¼ Pfund Zucker, ½ Zitronat,
½ geriebene Haselnüsse, 2 Backpulver, zwei
Kaffeeelöffel Eierjaß, ½ geriebene Schokolade,
½ Liter Milch. Bei kondensierter Milch auf
einen Kaffeeelöffel kondensierte Milch eine Tasse
Wasser. Die Zutaten werden gut vermischt

und in die geschmierte Form gegeben und
eine Stunde gebacken.

Sauermilchkuchen. ¼ Liter Sauermilch,
½ Pfund Zucker, ½ Pfund Mehl, 2 Eßlöffel
Kafao, Zimmt und Nellen nach Geschmack,
¼ Palet Backpulver. Die Masse gut verrühren,
in die gestrichene Form füllen, ¾—1 Stunde
backen.

Unterscheidung junger und alter Gänse.
Da viele Frauen die Gänse nicht selbst mähen,
sondern lebend oder entfedert auf dem Markte
kaufen, so mögen Unerfahrene sich folgende
Kennzeichen junger Gänse zur Unterscheidung
von alten (und daher zähen) merken: Weißer
Ring um die Pupille des Auges, während
er bei den alten blau oder gelb auszieht, blaß-
gelber Schnabel, spitze Nägel, leicht zerquetsch-
barer Flügel und Gurgel (während diese bei
den alten sehr hart sind). Die diäten Federn
sind bei jungen Gänsen viel weicher wie bei
den alten.

Haushaltung.

Zum Schlachten. Was nicht als frisches
Fleisch genossen wird, ist alsbald dem
Räuchern zu unterwerfen. Man wählt dazu
gerne eine Zeit, zu der die Luft ziemlich trocken
ist, um das Fleisch vor dem Einhängen in
den Rauch an der Luft noch etwas abtrocknen
lassen zu können. Das Räuchern selbst soll
das Fleisch durch weiteres Austrocknen halt-
barer machen und noch weiter bewirken, daß
es äußerlich, wo es dem Verderben am meisten
ausgesetzt ist, durch die scharfen Bestandteile
des Rauches gegen die Angriffe der Fäulnis-
erreger widerstandsfähig gemacht wird. Rauch
von Steinkohlen und Torf ist zum Räuchern
durchaus ungeeignet, da das Fleisch dadurch
einen sehr schlechten Beigeschmack annehmen
würde. Selbst das Holz von Fichten, Kiefern
und auch von Weisstannen ist wegen des hohen
Harzgehaltes zum Räuchern weniger geeignet,
als das Holz von Laubbäumen, von denen
wiederum das Holz der Buche den mildesten
Rauch in bezug auf den Geschmack, den der
Rauch dem Fleisch verleiht, liefert. Die Wir-
kung in bezug auf die Haltbarkeit des Rauch-
fleisches ist deshalb doch nicht geringer.

Gemeinnütziges.

Behandlung neuer Fässer. Neue Fässer
müssen vor dem Gebrauche gut ausgelaugt
werden, da das Eichenholz lösliche Stoffe
enthält, die für den Wein nachteilig werden.
Am besten gelingt das Reinigen der neuen
Fässer mit Wasser und Dampf. Zusätze von
Kalk und Soda zum Reinigungswasser haben
keinen Wert, besser ist ein Zusatz von Schwefel-
säure, 100 Gramm auf 100 Liter Wasser.
Am besten ist es, wenn man die neuen Fässer
mit Wasser gefüllt längere Zeit stehen läßt;
selbstverständlich muß das Wasser von Zeit
zu Zeit erneuert werden. Nach diesem Aus-
laugen mit kaltem Wasser brüht man die
Fässer fünf bis zehnmal mit heißem Wasser
aus, wobei man immer das Brühwasser,
ehe es ganz kalt geworden ist, wieder aus
denselben entfernt. Auch nach der sorg-
fältigsten Auslaugung wird man in neue
Fässer nie wertvolle und feine Weine ein-
füllen.

Aquarienkunde.

Aquarien und Terrarien sollen mit der
Zeit die Goldfischgläser und Schmetterling-
verdrängen, die heute leider noch in Gebrauch
sind. In diesen Gläsern leiden die Tiere an
Lichtmangel und ist das Halten eine Tier-
quälerei.

❖ Haus- und Zimmergarten. ❖

Beim Gartendoktor.

(Monat Januar).

Von M. Dankler.

Durch den Garten heult der Regenschirm. Beim besten Willen nichts zu machen, daher hat der Gartendoktor seine Halblange angezündet und die Durchsicht seiner Samenbestände durchgesehen. Aber er blieb nicht lange allein. Der Botenkasper aus dem benachbarten Spargelsdorf sitzt vor ihm und dreht seinen breiten Schlapphut mit mehr Gewandtheit als Eleganz um sich selbst. Wir haben schon über das Wetter, den Krieg, die Maul- und Klauen-seuche und andere naheliegenden Themen gesprochen, ohne daß er mit der Ursache seines Besuchs herausdrückt. Endlich stößt er hervor: „Derr Herr Pastor lett sich grüße.“ „Danke schön“, Kasper, „was will er denn?“ „Mer hant Flecke an de „Aepre“ (Erbisen), und damit zieht der Brave eine Düte Erbsen aus der Kippe, woran sich eine halbe Korporalschaft hätte satt essen können. Der Gartendoktor nimmt ein Messer, schneidet eine der Erbsen vorsichtig auf. „Ja, Freund Kasper, da sitzen Erbsenläser drin, und wenn die Köchin des Herrn Pastors diese Erbsen kocht, so kann sie Sped sparen, sie haben ihr Fett schon bei sich.“ „Ob man die Erbsen auch pflanzen könnte?“ „Jawohl, Kasper, und sie wachsen auch, aber sie bringen weniger Frucht. Auch kommen dann im nächsten Jahre noch mehr Käfer. Besteres kann man nun durch Erbsen der Erbsen entfernen.“ „Danke schön“, sagt der Kasper, und weist entschieden die mindestens dreipfündige Erbsendüte zurück. „Dat es vör dei Möle (Mühle) und rüftig marschiert er wieder in den Regen hinein.“

Eine ziemlich corpulente Dame tritt ein und läßt sich prustend auf einen Stuhl fallen. „Ich muß einmal zu Ihnen kommen, Herr Doktor! Sie gestatten ja, ich will sicher nicht lästig werden, ich halte sie auch hoffentlich nicht auf, aber wenn man einen Mann hat, der nichts von Blumenzucht und Gärtenbau versteht, gestern ist er wieder erst um drei Uhr vom Stat nach Haus gekommen, und das im Krieg. Man sollte spucken, Herr Doktor, und da ist das Mehl schon wieder teurer geworden und Bäder und Meßger. Atemzug: „Einderstanden. Ganz ihrer Ansicht“, benutzte der Gartendoktor diese Zwangspause, indem er qualmt, als müsse er die Schaben aus einem ganzen Häuserviertel vertreiben, „aber was ist es denn mit dem unglücklichen Azaleen-Bäumchen, welches sie mitgebracht haben.“

„Ach, das ist ein Elend“, hustet die Frau und trocknet sich die Tränen, die der Pfeifenrauch ihr entlockt. „Sie wissen doch Herr Gartendoktor, ich bin eine Blumenfreundin, ich kenne was von Blumen, ich habe sogar schon Syazinthen zum Blühen gebracht. Nun wollte ich noch schwierigere Pflanzen ziehen und kaufe mir fünf Azaleen, das Stück zu 2 Mark. Und nun sind vier eingegangen, was soll ich mit der fünften tun?“ „Tüchtig gießen, und wenn sie über ein Jahr noch lebt, dann fragen Sie noch einmal,“ und stößt dabei eine Dampfwolke aus, welche die dicke Dame direkt verschwinden läßt. „Eselei“, knurrt der Ungalante hinterdrein, „kann noch keinen Geranium ordentlich durchwintern, hat höchstens ein paar Jahre gekaufte Treibhauspflanzen eingehen lassen und spricht nun von Kenntnissen. Sonnen...“ „Na, Freund, ärgere dich nicht“, ruft mein Freund, der Förster Artig durchs Fenster herein. „Und nun lasse mal eine Flasche vom Besten heraufholen, ich habe da eine Raupe gefangen, da kommt zum mindesten ein Schmetterling heraus so groß wie eine Fledermaus, sicher ein Totenkopf.“ Damit zieht er eine Papp-

schachtel aus der Tasche, öffnet sie, guckt hinein: „Jawohl leer“, lachte der Doktor, füllt in die Tasche des Försters und holt den Entflohenen heraus. „Ja, die muß man schon besser verwahren. Das ist eine Raupe des Weidenbohrers, die solltest du eigentlich kennen. Du mußt nämlich wissen, daß diese Raupe im Markt der Bäume lebt und großen Schaden anrichten kann.“ „Lieber Freund“, antwortet der biedere Förster, „wenn ich alles wüßte, das was ich nicht weiß, so wüßte ich soviel, daß keiner mein Wissen bezahlen könnte. Aber da erhältst du schönen Besuch!“

„Morgen, Herr Gartendoktor!“

„Morgen, Fräulein Köschgen!“

Papa läßt fragen, ob und womit er seine Beerensträucher düngen soll. „O, ja, die werden meist stiesmütterlich behandelt, geben sie jetzt Thomasmehl und Kainit und im Frühjahr schwefelsaures Ammoniak. Das gibt was zum Einmachen.“ „Danke schön, Herr Doktor.“ „Gern geschehen, Fräulein Köschgen.“

Winterdüngung. Der Winter ist die echte und rechte Zeit zum Düngen, und ein Landwirt, der seine Zeit und die Zeit seiner Leute im Winter auf die Düngung verwendet, hat im Frühjahr viel Geld gespart oder kann doch viel sparen. Das gleiche gilt für den Gartenbesitzer. Da hat man z. B. ein Stückchen Land, welches sich zu keiner Fruchtart recht eignen will, und trotzdem man im letzten Jahr ganz ordentlich Kunstdünger zusetzte, war der Ertrag kaum befriedigend. Im Sommer trocknete es im Ru aus und beim Regen schien es kaum naß zu werden. Lieber Freund, hier fehlt Humus. Hier grabe oder pflüge an schönen Wintertagen einmal tüchtig halbverrotteten Rindviehdünger ein. Steht kein Dünger zur Verfügung, so kann man sich auch mit Laub helfen. Man steche mit einem Spaten spatentiefe Löcher aus, fülle sie mit Laub, übergieße das Laub mit Latrine oder Jauche und bedede es mit Erde. Die Löcher können 15–20 cm Abstand haben. Wird nun so bearbeitetes Land im Frühjahr tüchtig umgegraben, so wird man sich über die ganz außerordentliche Veränderung des Bodens wundern. Aberhaupt soll im Garten keine Hand voll Laub fortkommen. Alles wird mit einigen Spatenstichen eingegraben. Tut man dieses in jedem Jahre, so erhält man bei sonst ordentlicher Düngung einen Boden, der die feinsten Kulturen hervorbringt. Dann aber vergesse man im Winter die Latrinen nicht. Sie müssen jetzt leer gemacht werden und ihr Inhalt muß aufs Land kommen, besonders bei oder vor leichtem Frost. Der Frost bindet dann schnell den Geruch. Selbstverständlich nehme ich an, daß das Land im Herbst rauh umgegraben wurde, so daß die aufgegriffene Latrine nun die Schollen durchdringt. Auf plattgetretenem Boden kann die Latrine nicht wirken, hier müssen erst Furchen gegraben, mit Latrine gefüllt und dann zugedeckt werden. Endlich denke man daran, bei Frostwetter alle Wiesen und Felder zu düngen, die bei nassem Wetter schwer erreicht werden können.

Die Schlupfwespen. Im Herbst und Winter finden sich an Blanten und Mauern vielfach kleine Puppenhäufchen, welche von manchen Gartenfreunden mit einem wahren Wohlgefallen zerdrückt werden, weil man sie für Raupeneier hält. Diese Raupenvertilger denken aber nicht daran, daß sie ihre besten Freunde, Helfer, vernichten. Diese gelben Häufchen sind nämlich keineswegs Raupeneier, sondern Puppen der so nützlichen Schlupfwespen. Die echten Schlupfwespen gehören zu den besten Insektenvertilgern. Sie haben

einen dünnen schlanken Leib und lange meist zitternde Füße. Am Hinterleib haben die Weibchen gewöhnlich zwei lange Borsten, zwischen welchen ein Gegeckel verborgen liegt. Dieser Stachel kann wohl zum Stechen benutzt werden, doch machen die Schlupfwespen niemals zur Verteidigung Gebrauch davon, sondern bedienen sich desselben nur zum Durchstechen der Körper, worin sie ihre Eier legen wollen. Sie legen die Eier meist in die Körper anderer Tiere, wie Raupen, Blattläuse und Spinnen und die austretenden Maden leben von den Fettheilen der Raupen, welche trotzdem weiterlebt und sich meist noch verpuppt. Allerdings kommen aus der Puppe dann Schlupfwespen, statt eines Schmetterlings eine Erscheinung, welche wohl jeder Schmetterlingsjäger, der Schmetterlinge aus Raupen erzieht, wohl schon zu seinem Arger beobachten konnte. Die Schlupfwespen sind in Größe, Gestalt und Farbe sehr verschieden. Die für den Garten am meisten nützliche Art ist jene Schlupfwespe, die ihre Eier in den Leib der schädlichen Kohlraupe legt und so deren allzu starke Vermehrung entgegenarbeitet. Sie gehört zu den uneigentlichen Schlupfwespen und führt den lateinischen Namen *Microgaster glomeratus*. Ebenfalls sehr nützlich für den Garten ist die Gattung *Aphidius*, wovon *Aphidius rosarum* Rees sich in der Rosenblattlaus, die andern in allen möglichen Blattläusen aufhalten. Es ist deshalb schädlich, die toten, weiß aufgetriebenen Blattläuse von den Blättern zu entfernen, weil aus ihnen wieder neue Blattlausfeinde hervorgehen.

Pflege der Blattpflanzen. Viele Blumenfreunde haben zwar Freude an den schönen Blattpflanzen, die selbst im Winter unser Heim schmücken, denken aber nur wenig an ihre Pflege. Daß sie manchmal überbraut und von Zeit zu Zeit abgewaschen werden, ist zwar bekannt, wird aber lange nicht immer befolgt. Aber wer seine Pflanzen recht üppig gedeihen sehen will, darf sich noch lange nicht damit zufrieden geben. Ein sorgfamer Pfleger wendet sie jeden Morgen um, damit sie nicht einseitig und trumm, sondern von allen Seiten dem Lichte ausgesetzt, sich recht schön entwickeln. Mit spitzer Gabel wird die Oberfläche der Erde aufgelockert, damit Luft und Licht eindringen und das Wachstum befördern kann. Sehr gut ist auch das Bestreuen der Töpfe mit pulverisierter Holzkohle, welche alle Schimmelbildung verhindert. Die Außenseite der Töpfe muß von Zeit zu Zeit mit lauem Wasser abgewaschen werden. Sehr dankbar sind alle Pflanzen für sorgfältiges Gießen, wobei sie weder zuviel noch zu wenig erhalten sollen. Bleibt Wasser im Untersage stehen, so muß dies entfernt werden, weil sonst der Grund faul wird. Die Blätter mache man am besten rein mittels eines zarten Pinsels; für Pflanzen mit harten oder dicken Blättern ist auch eine Hasenpfote vorzüglich.

Die zum Treiben bestimmten Azaleen werden in einem nur mäßig warmen Zimmer an einen hellen Platz gestellt, an welchem sie auch möglichst reichlich von der Sonne getroffen werden. Man hält die Töpfe gleichmäßig feucht, gießt nur mit erwärmtem Wasser und besprengt namentlich bei hellem Wetter die Kronen täglich mit dem Zerstäuber, besonders müssen die Blätter auf der Rückseite naß werden. Dieses Besprengen darf, wenn man Glück mit seinen Azaleen haben will, auf keinen Fall unterbleiben. Der beste Standort für Azaleen ist ein Zimmer, welches neben einem geheizten liegt und von diesem mit erwärmt wird. Jedenfalls aber müssen die Azaleen sowohl vor direkter Ofenwärme wie vor Frost geschützt sein.



Alle Jahre wieder kommt das Christkind
Auf die Erde nieder wo wir Menschen sind.
Kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus,
Geht auf allen Wegen mit uns ein und aus.
Ist auch mir zur Seite still und unerkannt,
Daß es treu mich leite an der lieben Hand.

Vollstied.

Feinde.

Eine weihnachtliche Episode von Anna Lahr (Hannover).

(Nachdruck verboten)

Hans warf seine Schulbücher auf den Tisch, daß es knallte. So, nun hatte man erst einmal wieder Ruhe vor ihnen. Das war doch immer das schönste an den Ferien, dieser erste Tag, an dem man die ganze herrliche Zeit der Freiheit noch unangebrochen vor sich hatte. Weihnachtsferien!

Er reckte sich.

Krrr! Klang es aus dem Nebenzimmer. Tillas Nähmaschine. Ja so...

Seine Arme sanken wieder herab.

Seit Monaten tat Tilla nichts als nähen und stricken. Sie, die sonst eine wilde Hummel gewesen war, konnte nun Stunde um Stunde bei der Arbeit sitzen. Er kannte seine Schwester nicht wieder. Und was alles unter ihren Händen fertig wurde! Wäsche für die Verwundeten, warmes Zeug für die Soldaten. Ja, Tilla hatte fast ebenso gut ihren Anteil am Kriege, wie Reinhard, der in Frankreich im Schützengraben lag. Nur er, Hans, hatte keinen Teil daran. Ganz überflüssig war er. Denn daß er sich ein paar Groschen vom Taschengeld abgespart hatte, um den Feldpostpaketen der anderen ein paar Zigarren mit beizulegen, das rechnete doch nicht, das konnte doch unmöglich der einzige Ausdruck für alles das sein, was damals in jenen großen Augusttagen so hinreichend über ihn gekommen war.

Nun kam das Christfest, und wieder war er überall ganz unnötig. Tilla würde am Heiligen Abend ins Lazarett gehen und die Kranken besuchen. O, sie verstand es, ihnen zuzusprechen! Das wußte er, denn er hatte sie einmal begleitet. Wie sie das nur so konnte? Ihm war das nicht gegeben. Er hatte wohl auch Mitleid gefühlt; einmal, zwei-

mal war es heiß in ihm aufgestiegen. Aber nicht um die Welt hätte er so was Liebes, Herzliches zu den Leuten sagen können, wie Tilla. Steif und hölzern hatte er zwischen den weißen Betten der Leidenden nur jedermann im Wege gestanden. Da war er dann nicht wieder hingegangen.

Ein Pfiff von der Straße herauf zerriß seine Gedanken.

Er eilte ans Fenster und stieß einen Flügel auf. Richtig, da stand Kurt Weiser draußen am Vorgartengitter.

„Was Neues, Kurt?“

Statt der Antwort kam eine Gegenfrage: „Sag, hast du Platten in deinem Apparat?“

„Platten? O ja. Ich denke, es müssen noch sechs Stück

darin sein. Aber ist denn was Besonderes zu photographieren?“

„Nach schnell und komm!“

Hans dachte nicht einen Augenblick daran, weitere Aufklärung zu verlangen, ehe er der kurzen Aufforderung nachkam.

Hastig griff er nach seiner Kamera, rief Tilla durch die Türspalte

ein „Bin zum Essen wieder da!“ zu, riß im Vorbeigehen Hut und Mantel vom Ständer und war auch schon auf der Straße.

Kurt war schon ein Stück vorausgegangen.

„Wohin gehen wir?“ erkundigte sich Hans, als er ihn eingeholt hatte.

„Nach der alten Ziegelei.“

„Und was wollen wir dort?“

„Mensch, weißt du das denn noch nicht? Dort sind doch die Gefangenen!“

Hans bekam ganz große Augen: „Gefangene?“

„Zweihundert Franzosen. Sie sind aus einem größeren



Die Kriegswaisen.

Eine kleine Weihnachtsgeschichte von H. C. Met.

Der Mensch ist wie ein Blatt, das der Wind verweht. Keiner ist sicher davor, daß er nicht plötzlich herausgetrieben wird aus der lieben Heimat, in der er es sich wohlsein ließ und mit der ihn tausend Liebesfäden verknüpfen. Besonders in dieser Zeit des unheilvollen Volkskrieges wird so mancher Familienvater dahingerafft, dessen Verlust den Seinen ganz unerträglich ist. Die arme Witwe steht mit ihren kleinen Kindern am Rande des Verderbens. Sie sieht keinen Ausweg aus der sie bestürmenden Not und ist der Verzweiflung nahe. Ihren Mann, den tatkräftigen und gut vorwärts kommenden Handwerker, mußte sie verlieren. Sie selbst aber hat weder Mut noch Kraft, um den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Es ist aber kein Trost, daß zahllose Frauen von dem gleichen Geschick betroffen sind. Verständnislos steht sie deren Leid gegenüber. Sie meint unangesehnt eine eiskalte Hand zu verspüren, die nach ihrem Herzen greift und das Herzblut zum Stocken bringt. Alles ist ihr gleichgültig, selbst der beiden kleinen, ihre Mutter verstört anblickenden Kinder erbarmt sie sich nicht. Ihre Geliebten warten in der Ferne und sie glaubt in einer unheimlichen Vision, ihren geliebten Mann sterbend auf einem weiten, mit Verwundeten und Toten bedeckten Schlachtfelde zu sehen. Nun ertönt sein letzter schwacher Hilfschrei; nun streckt er sich aus zum Todesschlaf! — Ein entsetzlicher Schrei durchdringt den Raum. Die armen Kinder drängen sich an die zusammenbrechende Mutter; aber weder ihr lautes Jammergeschrei, noch ihre heißen Tränen bringen sie ins Leben zurück. Ein Herzschlag hat dem Dasein der in der Blüte der Jahre stehenden Frau ein plötzliches Ende bereitet.

Die herbeieilende Nachbarin kann nur noch den Arzt benachrichtigen und dieser den schmerzlos eingetretenen Tod konstatieren. Er veranlaßt auch die Beerdigung der Heimgegangenen und die Unterbringung der beiden Kinderchen im Landeswaisenhaus. Eine Pflegeschwester hat sie dahin abgeholt und sich ihrer auf der ziemlich anstrengenden Reise liebevoll angenommen und die Gerguten abzulenzen gesucht. So rasch aber konnten Albert und Therese ihr liebes Mütterchen nicht vergessen; vielmehr fragten sie immer wieder, ob sie denn noch nicht zu ihnen zurückkehre. Sie sei ja doch nur ohnmächtig geworden und gwiß längst wieder besser. Der kleine Junge fing bitterlich an zu weinen, als ihm stets eine ausweichende Antwort gegeben wurde. Da kam nun Therese insofern besser über ihren eigenen Schmerz hinweg, als sie das Brüderchen trösten und ihm viele gute Versprechungen für die nächste Zukunft machen mußte. Im Waisenhause fanden die wohlgezogenen, freundlichen Kinder recht bald Freunde und Gönner, denen ihr hartes Schicksal leidtat, und die sich daher in jeder Weise bemühten, ihnen die neue Heimat recht angenehm zu machen.

Die Zeit entteilt im Fluge. Selbst die leidbedrückten Erwachsenen können sich ihrem Einfluß nicht entziehen und stehen, bevor sie daran denken, wieder mitten im Leben. Wie vielmehr noch erweist sie sich den schwachen, nicht weit hinausdenkenden Kindern als aufrichtige Trösterin. Albert und

Therese Neuberg fühlen sich in Kürze sehr wohl inmitten ihrer vielen Altersgenossen, die alle von den Schwestern mit gleicher Liebe und Treue behandelt wurden.

In der großen See- und Handelsstadt Hamburg hatte der reiche Kaufmann Reiners kurz hintereinander seine beiden lieblichen Kinder, ein Zwillingsspaar, an einem schleichenden Fieber verloren. Seine Frau war ganz untröstlich über den Verlust. Auch er empfand ihn aufs Schmerzlichste, wurde aber durch die mannigfachen Geschäfte vom Grübeln und Sinnen abgelenkt, während sich die beraubte Mutter ihnen ungehindert widmete und von ihnen bedrückt ließ.

Da erhielt der als wohlhabend und mildtätig bekannte Reiners anfangs Dezember die freundliche Aufforderung zugesandt, wie alljährlich, so auch jetzt seinen Beitrag fürs Landeswaisenhaus zu B. einzusenden. Zugleich lag ein Verzeichnis der anwesend gewesenen und neuhingekommenen Zöglinge der Anstalt bei, nebst einigen kurzen Notizen über Herkunft, bisherigen Lebenslauf, Verhalten usw. Beim Lesen des Berichtes fielen Herrn Reiners Blicke auf die Namen von Therese und Albert Neuberg; er las über den raschen Tod ihrer Eltern, sah daneben ein kurzes, warmes Wort über die kleinen, unglücklichen Kinder — und fühlte sofort, daß ihm selbst hier eine Tür zur Wohltätigkeit offen stand, wie sie nicht erfreulicher gedacht werden konnte.

„Ich kann hier,“ dachte er, „zwei Parteien beglücken und es wird mir hoffentlich noch zu Weihnachten gelingen, alle Vorbereitungen dazu zu beenden.“

Ohne seiner Frau den Zweck seiner Reise mitzuteilen, begab er sich schon andern Tages nach Br., um mit dem Waisenhausvater eingehende Rücksprache zu nehmen. Da die eingezogenen Erkundigungen ganz vorzüglich waren, und da die beiden kleinen, ihm zutraulich die Hand reichenden Geschwister den allergünstigsten Eindruck auf Herrn Reiners machten, entschloß er sich schnell und gab die feste Erklärung ab, sie, natürlich unter vorausgesetzter Zustimmung seiner Frau, zu sich zu nehmen und fortan für die Kleinen sorgen zu wollen. Schwester Anna versprach, sie am Weihnachtsabend ihm zuführen zu wollen; der Inspektor war hoch erfreut über die guten Aussichten für seine Pflegebefohlenen; Herr Reiners ließ sich mit ihnen in ein längeres Gespräch ein und erkannte ihre Gutherzigkeit und Wohlerzogenheit mit jedem Worte besser; kurz, dem Vorhaben schien nichts im Wege zu stehen, wenn sich nur auch Frau Reiners Herz zur Aufnahme der kleinen Waisen bereit finden ließ.

Dies war dann auch wirklich der Fall, und unterm Tannenbaum war dann ein allerliebster Anblick zu schauen. Eine Frau beugte sich liebevoll zu zwei vergnügt zu ihr aufsehenden Kindern hernieder und zog sie beide zugleich mit einem herzlichen Lächeln nach ihrem Manne hin an ihre Brust. Die Kinder jauchzten vor Lust den Pflegeeltern zu. Die barmherzige Liebe feierte einen ihrer großen Erfolge. Die heilige Nacht brachte ihren Segen und ihren Frieden in die Herzen der nun fürs Leben Vereinten.



Da kam ihm ein Gedanke. Blitzschnell hob er den Apparat wieder an die Öffnung, aber so, daß man von drinnen sehen konnte, wie er die Hinterwand des Kastens öffnete und die volle Helligkeit hineinströmen ließ.

Und das Tageslicht verdarb die Platten.

Dann schob er das Gesicht wieder vor das Astloch, und das erste französische Wort löste sich von seiner Zunge:

„Compris?“

Da sah er etwas Wunderbares. Der Mann, der sich geschämt hatte, lächelte. Und er kam auf ihn zu, nun ganz vertrauend. Er hatte verstanden; verstanden, was es heißt, wenn ein Schüler teure, vom schmalen Taschengeld gekaufte Platten freiwillig vernichtet.

Als er vor ihm stand und sie sich ins Auge sahen, entstand aufs neue die Schwierigkeit der Verständigung.

Aber auch der Franzose hatte einen Einfall. Er griff plötzlich in seine Brusttasche und zog eine kleine Photographie heraus. Sie stellte einen Jungen dar, der in Hansens Alter sein mußte.

„Mon fils,“ erklärte der Mann, „mon fils!“

„Hans begriff, daß dies soviel heißen sollte, wie: „Ich habe auch einen Jungen, und darum verstehe ich dich. Er würde gehandelt haben, wie du eben gehandelt hast. Er ist ein guter Junge, wie du. Ich weiß, daß du mir ein demütigendes Gefühl hast ersparen wollen, und ich danke dir!“

Nichts von alledem war mit Worten gesagt worden. Aber es wurde gefühlt, hüben wie drüben.

„Merci, monsieur!“ stammelte Hans, glücklich, nun doch noch etwas Französisch an den Mann zu bringen.

Der andere lächelte noch einmal. Dann steckte er das Bild sorgfältig wieder ein.

Da wurde drinnen gleicher Schritt und Tritt hörbar. Wahrscheinlich wurde eine Wache abgelöst. Sofort entfernten sich die Franzosen von der Planke, um nicht Fluchtverdacht zu erwecken. Der älteste ging zuletzt zurück. Er winkte noch einmal mit zwei Fingern zurück.

Hans wandte sich langsam ab. Zwei anständige Menschen hatten sich verstanden.

„Willst du nun vielleicht so freundlich sein, mir zu sagen, was das alles bedeutet?“ fragte eine spöttische Stimme neben ihm.

Ach so, Kurt Weiser war auch noch da. Und seine Frage war durchaus berechtigt. Man mußte also erklären, obgleich solche gefühlsmäßigen Sachen scheußlich unbequem zu erklären waren.

Es wollte Kurt Weiser auch nicht gleich in den Kopf, daß man überhaupt so fühlen konnte. „Die schönen Platten!“ murrte er.

„Ja, die schönen Platten!“ seufzte Hans. Und die Bilder wären ein schönes Weihnachtsgeschenk für Vaters Kriegsmappe gewesen.

Aber, — er hob den Kopf, — so war es doch besser. Würde er das Fest nun nicht froher feiern?

Wie der Weihnachtsmann zum Ulbrich kam.

Stütze von G. Kay (Prag).

„Nehmen Sie den Ulbrich mit!“ sagte der Oberleutnant. „Der Mensch hat Augen wie ein Luchs!“

Der Sergeant salutierte und wendete sich zum Gehen.

„Ich stecke Ihnen den Baum noch einmal an, wenn Sie sich verspäten!“ rief ihm der Offizier nach.

Draußen war es bitterkalt. Jetzt fing es auch an zu schneien.

„Br!“ sagte der Sergeant. „Das heißt!“

Sie gingen schweigend weiter, den Wald entlang. Ulbrich löste im Gehen. Er war gestern auf Wache gewesen und hatte tagsüber nur zwei Stunden schlafen können.

„Sehen Sie mal dorthin!“ flüsterte der Sergeant. „Die reinen Weihnachtsbäume!“

Ulbrich öffnete die Augen. Ja, das war wirklich schön! Dort drüben auf der Wiese stand ein Haufen kleiner Tannen dicht beisammen und der Schnee fiel in großen Flocken auf ihre Zweige. Man konnte das ganz deutlich sehen, denn der Mond stand gerade über der Wiese.

„Wie im Theater!“ brummte der Sergeant.

Ulbrich nickte. Wie im Theater! So hatte er es dort auch gesehen, den Sonntag, bevor das Regiment nach Belgien fuhr. Das war ein schöner Abend gewesen — der schönste, den er jemals erlebt. Und dann die Lüne — ob sie wohl noch an ihn dachte? Damals war ihm gewesen, als sei der Weihnachtsmann zu ihm gekommen — endlich, zum erstenmal.

Denn er hatte sich als Kind fast krank nach dem Weihnachtsmann gesehnt und immer wieder gehofft, er würde einmal, ach, nur ein einziges Mal, zu ihm kommen und die dunkle kleine Wohnung mit seinen duftenden Kerzen erleuchten. Wie hatte er auf ihn gewartet, von Jahr zu Jahr, von Weihnacht zu Weihnacht!

Wenn dann der Junge mit schwerem Herzen das Gesicht ans Fenster preßte und sehnsüchtig hinüber sah, wo sich im Borderhaus Licht um Licht entzündete, tröstete die Mutter: „Das nächstemal, Karl! Das nächstemal bestimmt! Sieh mal, heuer ging es wirklich nicht . . . die vielen Kohlen —

und das Leben wird auch von Tag zu Tag teurer! Aber das nächstemal, Karl, da sollst du mal sehen!“

Aber im nächsten Jahre war es wieder nichts geworden, so sehr sich die Mutter auch mühte. Und gerade als das Leben anfangen lichter zu werden, als Ulbrich Geselle wurde und schon verdiente, starb ihm die Mutter. Es war, als habe sie damit gewartet, bis sie den Sohn versorgt wußte. Ulbrich seufzte unwillkürlich.

„Nanu?“ fragte der Sergeant. „Mensch, Sie seufzen? Die Sache hier ist ja bald zu Ende und dann kommen wir zwei auch zu unserem Baum!“

Zum Weihnachtsbaum! O ja, es würde wohl was für den Musketier Ulbrich drunter liegen, das wußte er genau. Tabak und Wollfächer, eine Pfeife und ein Feuerzeug etwa, und was es sonst noch an Spenden gab. Er würde sein Teil bekommen wie die anderen. Nur daß die anderen auch Grüße von daheim erhielten, nur daß ihre Gaben von Eltern kamen, von Frau und Braut! An ihn dachte niemand! Lüne hatte ihn wohl schon lange vergessen.

Als die Mutter starb, die einzige, die ihn je geliebt, da zog Ulbrich zu älteren, sauberen Leuten, die nahe der Fabrik wohnten. Von Verwandten wußte er nichts. Seine Hausleute schätzten ihn als pünktlichen Zahler, als ordentlichen Menschen. Sie boten ihm guten Tag und guten Weg und kümmerten sich im übrigen nicht viel um ihn. Nur am Weihnachtsabend wurde er zu Karpfen und Mohnpielen eingeladen. Aber einen Baum gab es da nicht — die alten Leute scheuten die Mühe.

Und sonst hatte er nirgends verkehrt, auch als er später Meister und Borarbeiter in der Fabrik wurde und ein schönes Stück Geld verdiente. Der Sinn stand ihm nicht nach den Mädchen; sie waren ihm zu gepuht und zu flüchtig. Er hätte wohl schon ans Heiraten denken dürfen und er dachte auch häufig daran — aber es wollte nie so recht passen. Nur die Lüne — ja die!

„Na sehen Sie!“ sagte der Sergeant. „Das ging ja gut! Sie halten wohl auch heute Ruhe, die da drüben! Nun wollen wir sehen, daß wir ebenso gut wieder zurückkommen!“

Die Lüne! Das war in der Garnison gewesen, als sie ihn einexerzierten. Ullrich hatte sich freiwillig gemeldet; denn gedient hatte er nicht, war wohl damals zu schwach gewesen. Nun jetzt sah er stattlich aus, und dann nahm man Schloffer



Leipziger Presse-Büro.

Aus schmücken eines Christbaumes hinter der Westfront.
Anstelle der sonst so beliebten Staniolstreifen müssen sich unsere Feldgrauen mit Holzwolle begnügen.

ja besonders gerne. Er hatte sich vom ersten Augenblick an wohl gefühlt, man war ihm so herzlich entgegengekommen; alle Kameraden und besonders der eine, der Rittel. Der hatte sich ihm gleich angeschlossen.

Und als er sah, daß Ullrich niemals ausging, niemand in der Stadt kannte, da hatte er ihm angeboten, ihn Sonntags zu seiner, Rittels, Braut mitzunehmen. Das nahm Ullrich auch gerne an.

„Es ist verdammt kalt!“ brummte der Sergeant.

Ja, kalt war es wohl! Und doch wurde es Ullrich ganz heiß, wenn er an die Lüne dachte, wie er sie damals zum erstenmal sah. So schmutz, so kräftig, so blond! Für die Blonden hatte er immer etwas übrig gehabt.

Die Lüne, das war die Schwester von Rittels Braut, ein lustiges Ding. Sonntag für Sonntag waren sie zusammen ausgegangen, Rittel mit seiner Braut voran und dahinter Ullrich mit der Lüne. Und am letzten Sonntag, bevor das Regiment ausrückte, gingen sie ins Theater und sahen dort — gerade wie vorhin auf der Wiese — die dunklen Tannen stehen und von oben fielen langsam glitzernde Floden auf die Bäume; just wie vorhin der Schnee.

Ullrich sah kaum auf die Bühne, er mußte nur immer auf die Lüne schauen, wie sie da neben ihm saß, mit roten Wangen, mit blühenden Augen, so schmutz, so kräftig, so blond.

Der Sergeant stieß Ullrich an: „Sehen Sie mal! Man sieht schon die Lichter am Baum! Wenn wir schnell gehen, kommen wir noch zurecht! Allein ist doch nur halber Kram!“

Ja, allein! Er hatte es auch versuchen wollen, aus dem halben Kram heraus zu kommen, und auf dem Nachhause-

weg, da hatte er sich ein Herz gefaßt und die Lüne gefragt — wenn er nun zurückläme und nicht im Felde bliebe — ob sie dann — ob sie sich dann entschließen könnte. . . Die Lüne sah ihn ernst an, drückte ihm die Hand und sagte: „Kommen Sie uns nur gesund wieder, Herr Ullrich!“ Ach, sie dachte wohl gar nicht mehr an ihn!

„So!“ sagte der Sergeant. „Das wäre geschafft!“ Er schüttelte den Schnee ab und ging in die Stube. Ullrich wollte ihm folgen, aber Rittel sagte ihm schon im Hausflur ab.

„Mensch!“ rief er ihm zu. „Du hast Sachen, sag' ich dir! Tabak und 'ne Pfeife, und Schokolade, und ein Feuerzeug, und Strümpfe, und 'ne warme Weste, und dann — na, das verrät ich nun nicht! Aber du sollst mal sehen!“

„Woher?“ fragte Ullrich erregt. „Sag' doch Rittel, sag —!“

„Ne — sollst selbst sehen!“ Damit stieß ihn Rittel in die Stube.

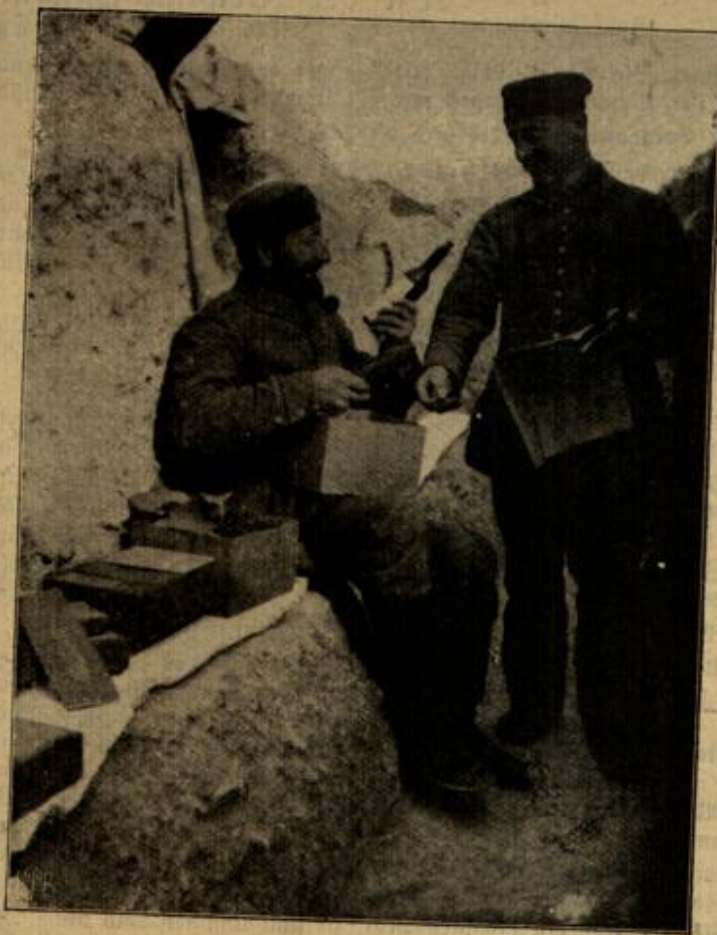
Ja, da stand der Baum, eine mächtige Tanne.

Sogar bunte Ketten hatten die Jungen aufgebracht; nur mit den Lichtern war es schwach bestellt. Und unter dem Baum Paket an Paket.

„Nun mach nur, Ullrich!“ drängte Rittel. „Dort rechts hast du deinen Platz!“

Ja, da lag alles, wie Rittel gesagt hatte — der Tabak, die Pfeife, das Feuerzeug, die Schokolade, die Strümpfe, die Weste. . . Ullrich schob die Sachen ungestüm beiseite und griff nach dem Paket. Sollte Lüne — aber nein, das war ja nicht möglich!

Der Oberleutnant war zu ihm getreten und sah lachend



Leipziger Presse-Büro.

Das Eintreffen und Auspacken der Weihnachtspakete im vordersten Schützengraben.

zu, wie der Mustetier hastig den Faden zerschnitt. Da lagen Pfeffernüsse, ein Weihnachtstollen — ach, was roch der gut! und hier — Lüne's Bild! Lüne, wie er sie damals im Theater gesehen, so schmutz, so kräftig, so blond. Nur die Augen lach-



Weihnachten in den Unterständen. Nach einer Zeichnung von Walter Heubach.

ten nicht mehr in die Welt hinein; die blieben ernst und fest und treu.

„Rittel! Ach, Rittel! Sollte es möglich sein? Ist mir die Pine wirklich gut?“ — — — — —

„Das ist sie schon lange, mein Junge! Ich durfte nur nichts verraten! Und nun —“

„Ja, Rittel, nun ist der Weihnachtsmann endlich auch zu mir gekommen!“ sagte da der Ulbrich ganz leise und beglückt.



Weihnachten an Bord.

Pager hierhergeschickt, um das Moorland ein bißchen in Angriff zu nehmen, damit sie was zu tun haben.“

„Darf man denn aber zu ihnen?“

„Das wohl kaum. Aber wenn wir nur nahe genug kommen, daß wir knipsen können!“

Hans strahlte. Kriegsgefangene auf die Platte zu bekommen, das war doch noch mal was, das wurde einem nicht alle Tage geboten. Er begriff, daß Kurt Weiser ihm etwas Besonderes zu Gefallen tat, indem er ihm diese Gelegenheit zuerst mitteilte. Vielleicht war ein wenig captatio benevolentiae dabei; denn Hans war ein firmer Mathematiker und Kurt Weiser ein spottschlechter. Aber auf solchen kleinen Gefälligkeiten beruhte nun einmal die Freundschaft. Es gab schlechtere Motive als diese.

Der Weg zur alten Ziegelei führte eine Weile zwischen Ädern dahin. In der frostklaren Winterluft gingen die Jungen tüchtig zu. Sie hatten sich ohnehin seit geraumer Zeit daran gewöhnt, einen verben Mannschafenschritt anzunehmen, der nur in den Schnürstiefeln leider nie so natürlich ausfiel, wie in den Langschäftigen der Soldaten.

Das Gespräch drehte sich natürlich um nichts als Schützengräben, Sperrforts, Breitseiten und geschützte Kreuzer. Die militärischen Fachausdrücke flogen nur so durch die fast feiertägliche Stille des hellen Tages, der nichts von Krieg und Tod zu wissen schien.

Sie durchquerten einen Birkenhain, zwischen dessen mageren Stämmen hindurch man schon das Ziel sehen konnte.

„Na!“ sagte Kurt Weiser plötzlich entrüstet. „Da ist ja alles zu!“

„Sonst hatte man ringsum leichten Zutritt zu dem verödeten Anwesen gehabt. Wie oft waren sie bei ihren Spielen durch die leeren Ziegelscheunen gekrochen! Nun ragte da eine hohe, neue Bretterplanke, die noch unverwittert war und nach frischem Holz roch.“

„Eine richtige Gemeinheit ist das!“ Inurrte Kurt Weiser. „Nichts kriegt man zu sehen. Da können wir also wieder abziehen.“

Hans, der praktischer war, gab die Sache nicht so schnell verloren. Seine Augen suchten und hatten bald etwas entdeckt.

„Aber da sind Astlöcher,“ bemerkte er, „und Spalten.“

„Wo?“ fragte der andere etwas gereizt. Er ertrug es nicht immer gut, wenn jemand findiger war, als er.

Allerdings, da waren Astlöcher. Eins war rund und groß und befand sich etwas unter Augenhöhe. Dadurch konnte man photographieren. Darüber lief noch ein klaffender Querspalt zwischen zwei Brettern hin.

Selbstverständlich sah Kurt Weiser zuerst hinein. Hans richtete unterdessen seinen Apparat. Es war wenig über zwölf Uhr, die Sonne schien hell, da konnte er wohl auf Momentaufnahmen einstellen.

„Ich sehe welche,“ signalisierte Kurt Weiser halblaut.

„Nah?“

„Ziemlich.“

„Wie sehen sie denn aus?“

„Kuppig.“

„Das läßt sich denken. Was tun sie denn?“

„Nichts. Sie bummeln so herum.“

Damit ließ er das Guckloch frei, und Hans trat neugierig heran.

Was er sah, enttäuschte ihn zunächst. Die Leute, die da herumstanden, sahen weder heroisch, noch eifrig verachtungsvoll, noch besonders grimmig aus. Sie waren einfach Menschen, die ihre äußere Erscheinung lange nicht hatten pflegen können und daher einen wenig günstigen Eindruck machten.

Der Zuschauer konnte sich nicht gleich klar darüber werden, wie weit diese Vernachlässigung, wie weit die Fremdartigkeit der Gesichtszüge und vor allem des Mienenspiels, wie weit schließlich die moralische Verfassung schuld daran war, daß diese Männer sich, je länger man sie ansah, desto mehr von deutschen Soldaten unterschieden.

Inzwischen hatten sich einige zu einem Spiel zusammengefunden, einem primitiven Spiel der französischen Gassenjungen, auf das man hier, aller anderen Unterhaltung beraubt, wieder versallen war. Es handelte sich darum, ein geöffnertes Taschenmesser auf verschiedene Weise so zu Boden zu werfen, daß es stets mit der Spitze in die Erde traf. Beim letzten Gang mußte es ohne Hilfe der Finger vom Rücken der Hand geschleudert werden. Andere traten herzu und kritisierten die Würfe.

Das war eine fertige Gruppe. Hans schob den Apparat vor die Öffnung und drückte ab.

Fertig!

Als die Kassette mit der Platte auf dem Boden der Kamera klappte, um einer neuen Platz zu machen, sah einer der Gefangenen auf. Er hatte das Geräusch vernommen. Da er aber die Stelle, von der es gekommen war, nicht fand, schenkte er ihm keine Beachtung weiter.

„Kannst du nicht auch eine Zeitaufnahme machen?“ drängte Kurt Weiser.

Hans zögerte: „Ich weiß nicht. Sie bewegen sich in einem fort.“

In diesem Augenblick wandten sich zwei Männer um und entdeckten die Mündung des Apparates und die Augen, die darüber durch die Spalte starrten. Sogleich hatten sie auch ihre Kameraden auf den Zaungast aufmerksam gemacht. Einige lachten ganz unbefangen. Der unbedeutende Zwischenfall amüsierte sie. Es war eine Abwechslung. Und was ist dem Gefangenen lieber als Abwechslung. Sie sollten photographiert werden? Gut. Man mußte eine Gruppe bilden. Das Messerspiel wurde verlassen, man suchte sich Haltung zu geben; einige zogen spöttische, ein wenig herausfordernde Grimassen.

Während sie noch schwankten und gestikulierten, erschien ein einzelner Mann, der aus der Tür einer Barade getreten war. Er mochte vierzig Jahre alt sein. Sein spitzer Bart, der nur wenig verwildert war, sah schon grau aus. Fragend gingen seine dunklen Augen über die Gruppe. Was bedeutete das? Warum standen seine Landsleute so in Positur? Und warum sahen alle nach derselben Richtung?

Unwillkürlich folgten seine Blicke.

Da sah er — und wie in jähem, heißem Schreck riß er die vertragene Mühe ab und hielt sie vors Gesicht. . . .

„Mensch, was machst du denn? Du überbelichst ja!“

Keine Antwort. Hans hörte nicht. Er starrte nur den einen Mann an. Den Mann, der sich geschämt hatte!

Mit einemmal verstand er alles, den niedrigen Lichtsinn der Gesellen, die die Sache von der lustigen Seite genommen hatten, und die bittere Empfindung des älteren, der aus anderem Holz zu sein schien.

Mechanisch ließ er den Knopf zurückschnellen. Die Photographierten rührten sich wieder. Endlich ließ auch der, der zuletzt gekommen war, die Mühe wieder sinken.

Sein Blick war ernst, er sah halb mitleidig, halb verächtlich zu den anderen hinüber.

Und dann sah er den Jungen an, der jetzt durch das Astloch schaute. Es war ein so trauriger Ausdruck in den etwas abgemagerten Zügen.

„So sieht einer aus, dem es schwer geworden ist, sich zu ergeben,“ durchfuhr es Hans.

Und nun schämte er sich. Mußte er hier glohen wie ein dummer Junge? Mußte er sich ein Schauspiel aus dem Unglück anderer machen, und wenn es hundertmal Feinde waren? Es war ihm, als müßte er dem Mann da etwas sagen, daß es ihm leid tate, daß er ihn nicht hätte fränken wollen, ihn, der gewiß ein Tapferer war und seine Soldatenpflicht so treu, so ehrenhaft getan hatte, wie irgend einer auf unserer Seite. Aber wohin war sein Französisch? Reihen von Paradigmen standen vor seinem inneren Auge, — er sah die aufgeschlagene Grammatik förmlich vor sich, aber kein noch so einfacher Satz wollte ihm einfallen, der im geringsten zu dieser Lage paßte.

Hört es, die im Kampf
blieben
Ihr uns Frieden leht und
lächelt,
Nur die Liebe bringt den
Frieden
Und die Liebe ist ein Kind.



Auf die Dämm'ung laßt
Ihr Erde,
Nur die eine hei'ge Nacht

Kriegsfreiwillig.

Am Scheidewege bleibst du stehn —
Du hörtest in sonnigen Weiten
Und in des Frühlings leisem Wehn
Die Glocken des Lebens läuten.

Du lauchtest sinnend den Tönen zurück,
Die hell dir im Herzen erklangen —
Dann bist du freudig für Deutschlands Glück
In das ringende Sterben gegangen.

Anna Karj.

Die Tanne als Weihnachtsbaum.

Von D. Rhein.

Unsere Vorfahren, die alten Germanen, haben bereits, wie Tacitus berichtet, den Tannenbaum bei der Feier der Winter-sonnenwende als Zierde des Festplatzes verwandt. Schon damals sollen sie ihn ausgeschmückt haben. Dieser anmutigen Sitte trugen die christlichen Priester klugerweise Rechnung, indem sie den aus dem Heidentum stammenden Brauch mit in die christliche Kirche hinübernahmen. Die Geburt des Weltenheilandes wird bis zu dieser Zeit durch Ausschmückung des Tannenbaumes gefeiert, und wo auch nur Deutsche sich aufhalten, in der Heimat oder in der Fremde, in Friedens- oder Kriegsläufen darf der Weihnachtsbaum am Weihnachtsfeste nicht fehlen. Es ist oft versucht worden, diese erhebende und beglückende Sitte auch in anderen Ländern einzubürgern, aber es gelang nicht. Mehr als große Festmahle und zahlreiche Geschenke gehört dazu. Viel mehr und doch auch wieder nur ganz wenig. Ein Herz, das sich an allem Äußerlichen noch endlich mit erfreuen mag und dessen Freude doch viel, viel tiefer begründet liegt, ist nur der rechten wahren Weihnachtsstimmung zugänglich und ein Gemüt, welches noch innigst an all den lieben Erinnerungen aus der Kinderzeit hängt. Überhaupt ein pietätvoller Mensch, der der Weihnachtsfeier im Elternhause auch im Alter noch mit dankbarer Freude gedenkt und sich, im Geiste weit zurückblickend, daran erquidt, was die Elternliebe ihm damals unterm Christbaum aufgebaut hat. Dessen weitausladende Zweige waren mit rotbackigen oder auch vergoldeten Äpfeln, Nüssen und Badwert behangen; Kette aus Gold- und Buntpapier schlangen sich hindurch; hier und da leuchteten Glaskugeln aus dem dunklen Tannengrün hervor. Der Engel Gabriel, zierlich aus Wachs geformt, erhob sich auf der höchsten Spitze. Aus feinen Händen flatterte ein breites Seidenband hernieder mit der frohen Botschaft: „Fürchtet euch nicht; denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.“ Der ganze Baum war von oben bis unten mit hellbrennenden Wachskerzen bestückt, die einen angenehmen, von der Feier unzertrennlichen Duft verbreiteten.

Während sich die Kinder nach dem Absingen eines Weihnachtsliedes erwartungsvoll dem Gabentisch naheten, standen die Alten mit feuchten Augen im Hintergrunde und ergöhten sich an dem bald ausbrechen-

den, lauten Jubeltönen, das rings umher erschallte. Sie selbst wurden mit den Kindern nochmals zum Kinde. Der Lichterbaum soll auch ihnen den Weg zurückweisen in das Paradies der Kindheit, das so lange, ach so lange schon für sie verschlossen ist. Trotzdem aber bleibt der Tannenbaum der schönste Baum, den sie auf Erden kennen und wird ihnen auch ferner als Symbol der Hoffnung und Beständigkeit gelten.

Wenn auch am Weihnachtstage die Glocken den süßen Frieden noch nicht einkläuten werden, und wenn überhaupt die Sorge ums Durchkommen sehr vielen die Weihnachtsfreude tören will, so will uns die Tanne ein Vorbild sein, den Glauben an den glücklichen Ausgang aller unserer Not nicht aufzugeben und die Hoffnungs-freudigkeit nicht zu verlieren. Trotzdem die Winterstürme sie umtosen, und trotzdem der starre Frost alles Leben zu vernichten droht, bleibt sie getrosten Mutes und harret der besseren Zeiten, die wie sie weiß, unfehlbar eintreffen werden. Sie beugt sich und des-halb zerbricht sie nicht. Sie ist beständig in Freude und Leid und schöpft im treuen Ausharren die Kraft, dem Kommenden zu begegnen. Auch wir können jetzt nichts tun als ihrem Beispiele folgen und uns er-gebungsvoll in die Zeit schiden. Wie der schöne Frühling dem harten Winter, so wird auch sicher und gewiß der hehre Friede dem schrecklichen Völkerrriege folgen.

Spezial-Getränke.

Familien-Punsch (vorzüglich). Unge-fähr 800 Gr. Stückzucker übergießt man mit 2 Liter Wasser, etwas Zucker behält man zurück und reibt daran die Schalen einer Apfelsine und einer Zitrone ab, preßt den Saft von 2 Apfelsinen und 2 Zitronen dazu, bringt dies zum Kochen, schäumt es gut, gießt die Flüssigkeit durch ein kleines Sieb, fügt dann 1 Flasche Rheinwein, 1 Flasche Burgunder, 1/2 Flasche feinen Kognak, einige Löffel Ananas-Saft hinzu, verschließt die Kasserole ganz fest und stellt sie 20–30 Mi-nuten auf eine heiße Herdplatte, doch darf die Mischung nicht kochen, darauf ist genau zu achten. In die Bowle gegeben, mischt man noch 2 Gläsern Maraschino darunter.

Einfacher Punsch. 250 Gr. Zucker werden in 1/2 Liter Wasser aufgelöst, die dünn ab-geschälten Schalen von 2 Zitronen dazu ge-tan und zugedeckt einige Stunden beiseite gestellt. Alsdann wird die Flüssigkeit durchgeseigt, mit einer Flasche weißen Wein und 1/2 Liter Arrat vermischt, wieder erhitzt, wobei der Punsch aber nicht kochen darf und in die Terrine gegossen.

Teepunsch. In einen Porzellantopf gibt man zwei Eßlöffel grünen Tee und die fein abgeschälte Schale einer Zitrone, gießt ein Liter kochendes Wasser dazu und stellt den Topf, gut verdeckt, in eine mäßig heiße Ofenröhre oder in heißes Wasser. Man gießt die Flüssigkeit nach einer Viertelsunde durch ein feines Sieb in eine Terrine, welche man schon vorher in heißes Wasser gestellt und erwärmt hat, gibt den Saft von 4 Zitronen und 1/2 Pfund feinge-schlagenen Zucker dazu, deckt die Terrine wieder zu und läßt sie im Wasserbade stehen, bis der Zucker geschmolzen und der Teeauf-guß wieder recht heiß ist. Sodann gießt man zuerst 1/2 Flasche Weißwein und nach 10 Minuten 1/2 Liter Rum dazu, rührt alles gut mit einem Löffel durcheinander, gibt

den etwa noch fehlenden Zucker zu dem Punsch, und serviert denselben recht heiß.

Apfelsinen-Punsch. Denselben bereitet man, indem man die Schalen von drei Apfelsinen auf Zucker abreibt, denselben in eine Punschterrine legt und den Saft von sechs Apfelsinen und einer Zitrone durch ein Sieb darüber preßt. Dann gibt man 1/2 Kilo Zucker mit einer Flasche Weißwein ein Liter Wasser zum Kochen, gibt dies zu dem Saft in die Terrine, fügt 1/2 Liter feinen Arrat oder Rum hinzu und serviert den Punsch.

Damen-Punsch. Von 16 Gr. feinem schwarzen Tee und 1 Liter kochendem Wasser bereitet man einen Teeaufguß, gießt diesen, nachdem er genügend gekocht, durchs Sieb in eine Terrine, preßt den Saft von sechs Apfelsinen hinein, gibt 750 Gr. Zucker, auf dem man die Schale von 2 Apf. sinnen leicht abgerieben hat, dazu, erhitzt die Flüssigkeit bis zum Kochen und gibt vor dem Servieren eine halbe Flasche Arrat und ein viertel Liter Maraschino hinzu.

Spezial-Gebäck.

Pfannkuchen. 750 Gr. Mehl, 8 Eigelb, 125 Gr. Zucker, das Abgeriebene einer Zitrone, 50 Gr. feingestoßene Mandeln, 65 Gr. Butter, 1/2 Liter Milch. Der Teig wird tüchtig geschlagen und wenn er genügend ge-gangen, wird er auf dem Backblech ausge-rollt und jeder Pfannkuchen vor dem Aus-stecken mit Pflaumenmus gefüllt. Das Pflaumenmus wird mit Zucker, Himbeer-saft und Zitronenschale vermischt. Nachdem die Kuchen noch gut ausgegangen sind, wer-den sie mit Fett gebaden; mit Zucker be-streut oder mit einer Zuckerglasur über-zogen.

Spezial-Butterln. 150 Gr. feiner Zucker wird mit 3 Eiweiß gut abgerührt, mit 150 Gr. geriebenen Mandeln oder Nüssen vermengt und mit geriebener Zitronenschale und etwas Vanille gewürzt. Ist der Teig etwas zu dünn, so gibt man von der gelben Kruste bestrichene geriebene Semmel da-zu. Nun werden kleine Häufchen geformt und auf einen leicht mit Butter bestrichenen und mit Oblaten belegten Blech gebaden. Der Ofen darf nicht zu heiß sein; sobald die Butterln oben eine harte Kruste zeigen, sind sie gut.

Pastender Kuchen zur Bowle. Man reibt ein Pfund Butter, welche vorher gellärt wird, zu Sahne, rührt nach und nach 12 Eidotter, ein Pfund gestoßenen Zucker und die abgeriebene Schale einer Zitrone darunter. Nachdem diese Masse dreiviertel Stunden gut gerührt wurde, vermischt man sie mit ein Pfund feinstem Weizenmehl, 200 Gr. Korinten, 70 Gr. feinwürfelig ge-schnitten Zitronat, einem kleinen Löffel voll Rum oder Arrat und dem Schnee von 12 Eiweiß. Diesen Kuchen bäckt man am besten in einer länglichen Form, welche mit gestoßenem Zwieback bestreut wird. Der Ofen darf nur mäßige Hitze haben und ge-braucht der Kuchen 1–1 1/2 Stunde, um gut zu sein.

Erprobtes.

Goldfirnis für feinere Messingteile. Schellack wird in Alkohol aufgelöst und Pikrinsäure, sowie zwei Prozent Bor säure zu-gegeben. Letztere macht den Überzug härter.



Von deutschen Kreuzern zerstörter englischer Kreuzer. Nach einer Zeichnung W. Stöwer.

Rätsellecke.

Buchbild.



Wo ist die Küstenwache?

Silbernrätsel.

des phrat va fir che jar mold den lensi si der lour eu du ra beuf
i det em bu el ja smo zun nam.

Aus vorstehenden 25 Silben sind 12 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben einen Ausspruch des Reichstanzlers für Deutschland Zukunft ergeben. Die Worte bedeuten: 1. Persischer Dichter. 2. Vergeltung. 3. Flug in Bayern. 4. Stadt an

der Seine. 5. Mitteldeutsche Stadt. 6. Bekanntes Schiff. 7. Japanische Landschaft. 8. Stadt in Rußland. 9. Brennstoff. 10. Sunda-insel. 11. Flug in Indien. 12. Wallfahrtsort.

Gleichklangrätsel.

Er geht in Pelz gehüllet,
Sie aber, gleich den Damen im Ballett,
Das Röddchen kurz und ganz kokett
Zeigt frei das Bein, das Leibchen leicht betüllet.

Sie ist dem Trunke hold, er hält auf Speisen,
Doch nach besond'rer Regel nur,
Folgt er der Vegetarierkur
Und braucht nur eigne Vöffel, selbst auf Reisen

Er geht auf Jagd, sie zeigt gepunkt aufs Beste
Sich nächtlich oft beim Feste.
Da glänzt sie, doch erlosch des Lebens Licht,
Gedenkt man ihrer nicht. —
Bei ihm ist's umgekehrt:
Erst nach dem Tode schätzt man ihn besonders wert.

Rätsel.

Das erste ist unendlich weit,
Das Gegenteil die zweiten.
Ums Ganze tobt geraume Zeit
Schon ein erbittert Streiten.

Rätsel-Auflösung aus voriger Nummer:

Weihnachts-Rätsel.

1. Wandelftern, Mandelfern. 2. Ketten. 3. Stern, Aster. 4. Christfest.

Silbernrätsel.

Suwalki, Achat, Landshut, Alibi, KIL, Domino, Rienzi, Alsborg
Salandra, Violitti.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H.
Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.